

(Nachdruck verboten.)

7) Joseph Conroy.

Roman von John Law. Aus dem Englischen von J. Cassierer

Es war Abend. Die Männer kamen von ihrer Arbeit und standen vor den Wirtschaftshäusern umher. Die Kinder drängten sich auf dem Pflaster. Hier und da machte ein Peierkasten das umstehende Publikum tanzen, Jungen mit Jungen, Mädchen mit Mädchen, aber auch Mütter mit Säuglingen auf dem Arm. Mit diesen jungen Weibern, deren unjauberes Aeußeres und deren schmutzige Kleider sie schaudern machte, hatte Polly nichts zu schaffen. Diese warfen in dessen manch neidischen Blick auf das schöne, nett gekleidete Mädchen, das ihren Weg verfolgte, einen Weg, der freilich gestriegelten und gebügelten Pierpuppen vollständig unbekannt war. Sie ging durch einige der verrufensten Straßen, die London überhaupt aufzuweisen hat, in denen verkommene Menschen in schmutzigen, überfüllten Häusern wohnen, an Läden, in denen verfälschte Kolonialwaren, versauertes Fleisch, gewässerte Milch und abgetragene Kleider feilgeboten wurden, vorbei. Sie kam endlich zu ihrer Kapelle und trat in ein nebenan gelegenes Gebäude, das am Tage zur Schule für die Kinder benützt wurde, und in dem am Abend die Erbauungsverfammlungen der Methodisten stattfanden.

Sie fand den Leiter der Erbauungsstunde noch ganz allein, auf seine Klasse wartend, von der Polly die einzige war, die niemals fehlte. Er saß in einem Lehnstuhl und blickte ernst vor sich hin; in der Hand hielt er ein kleines Buch.

Seit zwei Jahren bereits war es Polly vergönnt, aus den weisen Lehren dieses jungen Mannes Nutzen ziehen zu dürfen, und ihre Mutter behauptete, es wäre geradezu wunderbar, welsch große Fortschritte auf dem Wege zur Gnade ihre schöne Tochter unter der sorgenden Leitung dieses jungen Mannes gemacht habe. Mrs. Elwin konnte nicht genug Worte der Bewunderung und Verehrung für diesen gottesfürchtigen jungen Mann finden. Sie lud ihn fast jeden Sonntagabend zum Thee, und wäre es nicht aus Rücksicht für Onkel Cohn gewesen, so hätte sie ihn auch zum Mittagbrot eingeladen. Onkel Cohn zankte sich gern mit Methodisten, freilich nicht mit ihr und Polly. Auch gab er manchmal zu verstehen, daß es gar keine so unangenehme Sache sein möge, „Massenleiter“ zu sein. Er ging sogar so weit, zu behaupten, daß er auch ganz gern Schäfer sein würde, wenn Polly das Vämmdchen wäre, das seines geistlichen Rates und Beistandes bedürfe.

Mrs. Elwin schüttelte bei solchen Reden den Kopf und behauptete, daß es für junge Leute beiderlei Geschlechts gerade sehr vorteilhaft sei, wenn sie bisweilen geschwisterlich zusammenkämen, besonders aber dann, wenn das Mädchen, was ja bei Polly der Fall war, keinen Vater mehr habe und nur auf den Schutz der Mutter angewiesen sei.

„William Ford ist ein frommer junger Mann,“ pflegte sie zu sagen, „der einen guten Ehemann für ein religiös erzogenes junges Mädchen abgeben wird. Was Polly betrifft, so glaube ich nicht, daß ich das Glück erleben werde, daß sie ihren „Massenleiter“ heiratet.“

„Ich denke nur bisweilen,“ meinte Onkel Cohn, „daß William Ford in Polly verschossen ist. Er hat eine so sonderbare Art, sie anzusehen, eine Art, die, wenn mich nicht alles täuscht, eben zeigt, daß er in sie verliebt ist.“

„Wenn man Sie so sprechen hört,“ spottete Mrs. Elwin, „sollte man fast meinen, daß Sie selbst noch ein junger Mann und eifersüchtig wären.“

„Was ist denn eigentlich eine „Massen-Zusammenkunft“?“

„Das ist eine Versammlung zur Hilfe und Unterstützung derjenigen, die von dem Bunsche beseelt sind, dem kommenden Strafgericht zu entgehen. Sie bildet einen inneren Kreis der christlichen Gemeinschaft, in dem sich die Mitglieder der Kirche einmal in der Woche treffen, um ihre religiösen Erfahrungen auszutauschen und von ihrem sogenannten „Massenleiter“ Ratsschläge entgegenzunehmen über Gegenstände, die ihr geistiges Wohl und die Gelegenheit, Gutes zu vollführen, betreffen.“

„Und was ist ein „Massenleiter“?“

„Ein Massenleiter ist bei den Methodisten, allgemein gesagt, ein Mann von gereifter christlicher Erfahrung, der in allen Dingen billig denkend, ernst und gelassen sein muß. Er

sammelt seine kleine Herde Woche für Woche um sich, bemüht sich, soweit es ihm möglich ist, den geistigen Zustand eines jeden zu erkunden und giebt ihnen solchen Rat, wie ein erleuchtetes Urtheil, das von dem heiligen Geist geleitet wird, ihn eben erteilen kann.“

So sagt Mr. Augustus Hyde in dem kleinen blauen Büchlein, das William Ford neben sich liegen hatte, ein Buch, dessen Inhalt dem eines anderen sehr verwandt war, in welchem er gerade las, als an jenem Abend Polly die Thür öffnete und eintrat:

„Sehr warm heute,“ sagte er, indem er Polly begrüßte.

„Ja,“ antwortete Polly, „man merkt's, daß wir im Sommer sind.“

Eine kleine Pause entstand, während der Polly eine Stelle in ihrem Gesangbuche suchte.

„Es sieht gar nicht so aus, als ob außer Ihnen heute noch jemand kommen wollte,“ bemerkte der Leiter und rückte dabei seinen Stuhl ein bisschen näher an den Pollys heran.

„Ich glaube auch nicht,“ erwiderte das schöne Mädchen.

Wieder entstand eine zwei bis drei Minuten andauernde Pause, bis Polly sagte:

„Ich war gestern nachmittag im Victoria-Park; ich weiß nicht, ob ich recht daran gethan habe, am heiligen Sabbath dorthin zu gehen. Sie spielten weltliche Lieder und sprachen über alles mögliche. Auch sah ich ein paar Kinder tanzen.“

„Und weshalb gingen Sie dorthin?“ fragte der Massenleiter.

„Jos wollte gern.“

„Wer ist Jos?“

„Der Mann, den ich heiraten soll.“

Die Oberlippe des Massenleiters zitterte ein wenig. Er schloß Mr. Augustus Hydés Büchlein, sah Polly an und sagte zu ihr:

„Ich wußte noch nicht, daß Sie sich schon verheiratet wolle.“

„Oh, wir können jetzt auch noch nicht heiraten,“ erzählte ihm Polly. „Jos hat noch keine Arbeit gefunden. Er gehört auch zur Hochkirche.“

„Zur Hochkirche bekennt er sich?“

„Ja.“

„Leute, die sich zur Kirche bekennen, sind in der Ausführung ihrer Religion nicht halb so streng, als wir Methodisten es sind.“

„Dasselbe sagte ich gestern zu Jos. Er ist in den Anschauungen der Kirche, zu der auch seine Mutter gehörte, auferzogen worden.“

„Wo haben Sie ihn kennen gelernt?“

„Er kam vom Lande zu uns als Mieter. Jetzt hat er aber eine andere Wohnung bezogen, weil er keine Arbeit hat und nicht mehr so viel zahlen kann. So sagt er wenigstens. Aber Mutter meint — Polly zögerte — „Mutter meint, er sollte nicht mehr mit mir gehen.“

Der Massenleiter rückte seinen Stuhl noch näher an Polly heran.

„Ich möchte Mutter nicht gern ärgern,“ fuhr das Mädchen fort. „Sie will nicht mehr haben, daß Jos noch zu uns in die Wohnung kommt. Ich wünsche nur, daß er bald Arbeit finden möchte. Mutter sagt immer, wenn junge Leute nicht faul sind, finden sie massenhaft Arbeit.“

„Was für ein Handwerk hat er gelernt?“

„Er ist Zimmermann.“

„Das ist ein gutes Gewerbe.“

„Er erzählt, Hunderte von Zimmerleuten seien jetzt außer Arbeit und dabei Leute, die früher Meister gewesen sind. Er meint, die Fremden arbeiten so billig, daß er keine Aussichten hat. Auch behauptet er, daß die Zimmerleute von außerhalb das Geschäft nicht so gut verstehen, wie die hiesigen. Sie sind an solch große Dächer nicht gewohnt, und auch solche Fenstereinfassungen wie hier hat er da unten nicht gemacht.“

„Weshalb ist er denn nach London gekommen?“

„Die Arbeit wurde da unten, wo er war, knapp, und deswegen wurde er entlassen.“

„Ich glaube das nicht,“ entgegnete mit leiser Stimme der Massenleiter. „Es klingt nicht wahrscheinlich. Seit meiner Jugend bin ich immer in der Münze gewesen, und wenn

man mich von dort entlasse, würde das nicht ohne guten Grund geschehen. Um nichts würde man mich von dort nicht wegjagen."

"Das sagt Mutter auch," bestätigte Polly. Mutter sagt, sieh' mal Herrn William Ford, er hat Arbeit und er wird nicht entlassen werden. Mutter denkt, Jos war faul, oder es hatte sonst was mit ihm. Sie hat kein gutes Wort für ihn."

Bevor der Leiter hierauf noch antworten konnte, öffnete sich die Thür und ein anderes Mitglied seiner Klasse zeigte sich auf der Schwelle. Alles, was er noch sagen konnte, war:

"Sie sollten Ihrer Mutter folgen" und: "Wenn ich Sie wäre, würde ich am heiligen Sabbat nicht mehr nach dem Victoria-Parc gehen."

"Lasset uns beten," fuhr er dann fort, nachdem der unpünktliche Besucher sich neben Polly gesetzt hatte.

Nach dem Gebet fand die Erbauungsstunde in der üblichen Weise statt, und als die Drei sich trennten, dachte Polly auf ihrem Nachhausewege bei sich:

"Was für ein gottesfürchtiger Mann ist doch mein Klassenleiter."

VI.

Am demselben Montage, an dem Polly die Unterredung mit ihrem Klassenleiter hatte, erwachte Jos des Morgens sehr früh, gerade zur Zeit, als es draußen am kühlfsten war und die Sperlinge vor seinem Fenster zu zwitschern anfangen. Er stieg aus dem Bett und konnte gar nicht begreifen, was denn los war, denn die Möbel in seinem Zimmer schienen um ihn herum zu tanzen, und in seinem Kopfe war ein Summen und Surren, als ob dort ein halb Duzend Theekessel brodelten. Außerhalb des Fensters erschien ihm alles blau, in seinem Zimmer sah ihm alles rot aus; bald fiel er wieder auf sein Bett zurück.

Kalte Schweißtropfen traten auf seine Stirn und es fröstelte ihn. Ein eisiger Schauer zog von seinen Füßen nach dem Kopfe und ein kaltes Band schien sich um seinen Leib zu schnüren; bleischwer fiel ihm der Kopf auf das Kissen zurück.

"Ich will es nochmals versuchen," sagte er sich.

Er stand nochmals auf und dieses Mal konnte er sich auch auf den Beinen halten. Er war im Stande bis ans Fenster zu gehen, trank dort ein Glas Wasser, und die kühle Morgenluft trieb ihm das Blut aus dem Kopfe zurück, so daß es wieder in seinen frostigen Gliedern zirkulieren konnte. Er konnte wieder seine Gedanken sammeln.

"Ich kann's mir denken, was es war," sagte er zu sich.

„Der Hunger.“

Jetzt dachte er daran, daß er am Tage vorher nichts weiter als trodenes Brot gegessen und daß schon eine ganze Zeit vergangen war, seitdem er sein letztes Mittagbrot eingenommen hatte. Ein Hering in einer Kneipe, eine Tasse Kaffee oder Schokolade für einen halben Penny, und dazu noch ein Stückchen trodenes Brot, das er sich selbst zu Hause in seinem Schranke hielt und das er mit ein paar Schluden Wasser hinunter spülte, daraus hatte in der ganzen vergangenen Woche seine tägliche Nahrung bestanden.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der größte Bahnhof der Welt.

Von den großen Bahnhofsanlagen kann zur Zeit die Bahnsteighalle des Centralbahnhofs zu St. Louis den Anspruch erheben, die größte ihrer Art zu sein.

St. Louis, eine aufblühende Stadt von ca. 600 000 Einwohnern, besaß schon seit Mitte der siebziger Jahre einen großen Personenbahnhof für den Durchgangs-Verkehr, der 11 Geleise und 6 Bahnsteige enthielt. Aber dem wachsenden Verkehr konnte diese Bahnhofsanlage schon seit längerer Zeit nicht mehr genügen. Da nun sämtliche Personenzüge St. Louis als Endstation haben, so beschloßen die 22 Eisenbahngesellschaften, deren Linien in diese Stadt münden, einen großen Central-Bahnhof als End- oder „Kopf“-Station zu erbauen.

Auf ein Preisanschreiben liefen allein für das Empfangsgebäude zehn Entwürfe ein. Das im großen und ganzen nach dem preisgekrönten Projekt des Architekten Link ausgeführte Bahnhofsgebäude, mit dem Vorraum des Haupteingangs an der Marktstraße gelegen, verteilt die dem öffentlichen Verkehr dienenden Räume in zwei Stockwerke, von denen das untere in der Höhe der Schienen liegt, 5,50 Meter Geschoßhöhe aufweist und für den allgemeinen Verkehr des fortwährenden Publikums bestimmt ist; dagegen ist das obere Stockwerk — ähnlich wie auf dem neuen Hauptbahnhof Dresden — für längere Zeit sich aufhaltende Personen eingerichtet.

Die Räume des Parterregeschosses sind durch die sogenannte „große Treppe“ zugänglich gemacht. Die Haupthalle von 23 Meter

Breite und 37 Meter Länge, welche die Schlafwagen-Fahrkarten- und Postkassette, eine Kunststoffsitze, Wechselstube und Verkaufsläden für Zeitungen, Nahrungsgüter und Genussmittel enthält, führt durch Korridore zu den anderen Zimmern. Neben den Abort- und Waschräumen, dem Speisezimmer und den Fahrstühlen findet sich in diesem Geschoß noch eine Unterfahrt für abholende Wagen, da für diese der geringe Raum des Vorplatzes nicht ausreicht. Den noch verbleibenden Rest an Räumen hat man für das mit dem Bahnhofe verbundene Hotel reserviert.

Im Obergeschoß erhebt sich in denselben Abmessungen wie die Haupthalle darunter die sogenannte große Halle, welche vom Fußboden bis Gewölbescheitel 20 Meter Höhe erhalten hat; bis zur Brüstungshöhe besteht die Wandverkleidung aus dunkelgrüner Fahence und darüber hinaus aus Kunstmarmor von heller Färbung. Die Decke weist auf grün-gelbem Grunde viele Ornamente auf und hält in der Mitte einen mächtigen Kronleuchter von 6 Meter Durchmesser und 350 Glühlampen. Dieser Halle, die nur zum Spaziergehen dient, schließen sich auf der einen Seite Warteräume an, die teils für Herren, teils für Damen bestimmt sind. Ein Rauchzimmer, ein Café und ein Speisesaal mit den nötigen Nebenzimmern füllen die andere Seite neben der Halle aus. Das Material zu den teils aus Mosaik, teils aus Fliesen hergestellten Fußböden, zu den 32 Meter hohen Eichenholztäfelungen des Speise- und des Damenzimmers, sowie zu diversen anderen Teilen des inneren Ausbaues ist eigenhändlicherweise aus Europa bezogen worden. Die beiden obersten Geschoße des Bahnhofsgebäudes dienen nur zu Hotel- und Bureauzwecken.

Die Außenfronten des Bahnhofes zeigen die gewaltige Werkstein-Architektur, die in neuerer Zeit in eigenartiger Weise in Amerika ausgebildet worden ist. Der Baustil zeigt romanisierte Formen. Während der Kalkstein aus Indiana das Baumaterial zur Hauptfront lieferte, sind Süd- und Westfront mit grauen Ziegeln bekleidet; entsprechend dem Farbentone der Fronten sind die Dachziegel gewählt. Im Zuge der Marktstraße hat der Bahnhof einen 70 Meter hohen Uthurn.

Die Bahnsteighalle dieser Verkehrsanlage ist in ihrer Flächen- ausdehnung die größte unserer Erde, bedeckt sie doch 39 450 Quadratmeter und 30 Geleise; sie ist bei 214 Meter Länge 183 Meter breit. Die nächstgrößte Halle hat der Südbahnhof zu Boston; dieser Bahnhof ist schon um 3450 Quadratmeter kleiner und weist nur 28 Geleise auf. Dagegen sind in der nur 33 400 Quadratmeter großen Halle des Bahnhofes St. Lazar zu Paris 32 Geleise untergebracht. Um sich eine ungefähre Vorstellung von der Größe der gewaltigen Bahnsteighalle in St. Louis machen zu können, seien hier einige der größeren Bahnanlagen Deutschlands angeführt: Der 186 Meter lange und 160 Meter breite Bahnhof in Frankfurt a. M. enthält bei 31 250 Quadratmeter Grundfläche 18 Geleise, der 21 070 Quadratmeter große Centralbahnhof Münchens umfaßt 16 Geleise und der 18 940 Quadratmeter große Schlesiische Bahnhof zu Berlin mit 207 Meter Länge und 92 Meter Breite 11 Geleise.

Die aus künstlerischen Erwägungen etwas niedrig gehaltene Bahnsteighalle des Haupt-Personenbahnhofs zu St. Louis ist durch 4 Säulenreihen in fünf Längsschiffe geteilt. In der Mitte der Halle ist ein 11 Meter breites Oberlicht in der Längsrichtung angeordnet, dessen Lichtflächen geneigt sind, während die offen gelassenen Seitenflächen der Ventilation dienen. Außerdem sind in den drei Mittelschiffen quer angeordnete Oberlichter mit matter Verglasung eingebaut.

Auf eine eigenartige Weise werden an den Ein- und Ausgängen der Bahnsteige die Abfahrtszeiten dem Reisenden kenntlich gemacht. Während bei uns auf einer Tafel die Fahrzeiten angeschrieben sind, haben die Amerikaner auf dem Bahnhof zu St. Louis überall gemalte Zifferblätter angebracht, deren Zeiger von den Bahnbeamten auf die Abfahrtszeiten eingestellt werden.

Abgesehen von zwei Gepädegeleisen ist diese Verkehrseinrichtung so angeordnet, daß die zwei mittleren Geleisegruppen dem Einfahrtsverkehr dienen, während die beiden äußeren Bahnsteiggleise dem Abfahrtsverkehr zur Verfügung stehen. Der Geleiseplan selbst ist nach einer ganz neuen Idee konstruiert. Während man bisher gewohnt war, bei der Einfahrt der Züge die Lokomotive vorn zu haben, wird auf dem großen Personen-Bahnhofe zu St. Louis jeder Zug gewissermaßen rückwärts einfahren, d. h. die Lokomotive drückt den Zug in die Halle. Diese Art des Zugeinlaufes wird dadurch erreicht, daß die Geleiseanlagen vor der Bahnhofshalle in geeigneter Weise ein sich aus Starben zusammensetzendes Dreieck bilden. Die Bedienung der Hauptweichen geschieht von einem, in diesem Geleisedreieck angeordneten Stellwerkshause. Die Verstellung der 66 Weichen und der 65 Signalhebel geschieht unter Verwendung von Luftdruck- und elektrischen Vorrichtungen ohne Kraftaufwendung von wenigen Beamten. Trotzdem die Art und Weise der Weichenverstellung so konstruiert ist, daß jede Veränderung nur in der richtigen, jede Gefahr ausschließenden Reihenfolge vorgenommen werden kann, so ist außerdem noch zur Erhöhung der Sicherheit und zur leichteren Informierung über die Lage der Weichen an der Wand des Stellwerkzimmers ein Modell der Geleise-Anordnung der Bahnsteighalle angebracht, dessen bewegliche Weichen ein genaues Bild von der Stellung aller Geleiseteile im Bahnhof selbst geben. Vom Stellwerk aus werden alle Bewegungen der Züge geleitet. An dem Punkt des Geleisedreiecks, wo sich die vier Hauptschienenpaare in die Bahnsteiggleise gabeln, ist quer zu

demselben eine große Brücke angeordnet, deren Ein- und Ausfahrts-Signale vom Stellwerk aus betätigt werden.

Als wesentliche Vorteile dieser eigentümlichen Geleise-Konstruktion wird geltend gemacht, daß die am Ende des Gebäudes stehenden Lokomotiven die Halle weniger verqualmen, daß ferner die Abfertigung aller Güter für ein- und ausfahrende Züge stets auf dem äußeren Ende der Bahnsteige erfolgt, ohne daß die Reisenden dadurch belästigt werden, und endlich ist der Weg von den Personenzügen bis zum Ausgange bedeutend verkürzt, da diese Wagen nicht mehr am Ende der Halle zu stehen kommen und die Passagiere daher auch weniger Zeit zum Verlassen der Bahnsteige brauchen.

Daß der neue Bahnhof zu St. Louis den Anforderungen des Verkehrs entspricht, geht wohl am besten daraus hervor, daß täglich ungefähr 250 Züge abgefertigt werden, von denen der größte Teil auf die Zeit von 7 bis 9 Uhr morgens und abends entfällt.

Mit dem Stellwerk ist das Gebäude der Kraftzentrale verbunden, in welchem 4 Kessel und 4 Dampfmaschinen von zusammen 800 Pferdestärken untergebracht sind. Der in dieser Centrale erzeugte Strom für die Beleuchtungsanlage des gesamten Bahnhofes reicht für die vorhandenen 350 Bogen- und 5000 Glühlampen aus und speist noch eine Accumulations-Batterie, welche für den Betrieb des Stellwerkes und der Aufzüge reserviert bleibt. Die Erwärmung erfolgt durch Niederdruck-Dampfheizung. Zwei Luftpumpen von je 55 Pferdestärken liefern die zum Betriebe der Rohrpostanlage und des Stellwerkes erforderliche Druckluft.

Die Bauausführung war erschwert: teils mußten bei dem sumpfigen Boden umfangreiche Gründungsarbeiten durchgeführt werden, teils waren alte Grundmauern zu entfernen. Trotz dieser erschwerten Umstände ist der neue Personenbahnhof in St. Louis in der kurzen Zeit von zwei Jahren erbaut worden und hat mit Erwerbung des nötigen Grund und Bodens ca. 27,5 Millionen Mark gekostet.

Zum Schluß sei noch hervorgehoben, daß dieser Bahnhof eine sehr beachtenswerte Einrichtung hat: dem Stations-Direktor steht nämlich eine Dame für weibliche Reisende zur Seite; diese „Matrone“ vertritt zugleich den Verein zur Fürsorge für die weibliche Jugend. —

Kleines Feuilleton.

k. Eine Zeitung in den arktischen Regionen, die unter dem 80. nördlichen Breitengrad in der Nähe von Spitzbergen gedruckt wurde, ist das neueste Ereignis auf dem Gebiete des Journalismus. Wir behaupten, ohne daß wir befürchten, Widerspruch zu erfahren, daß wir die größte Verbreitung von allen Blättern in den Polar-meeren haben, so lautet die bescheidene Note des Herausgebers. „Thee Weekly Mail“, eine Chronik der Begebenheiten an Bord des „Ophir“, wurde gedruckt und herausgegeben auf hoher See. Die erste Nummer ist vom 22. Juli datiert. Es ist ein sehr lustiges Blättchen, das viel zur Unterhaltung der Leute an Bord des „Ophir“ während der Fahrt in den eintönigen nördlichen Gewässern beigetragen haben muß. Getreu dem englischen Zeitungsstil werden nur die „neuesten, sensationellsten“ Ereignisse gemeldet, und für jede Anleihe ist natürlich ein Ueberschuß an Stoff vorhanden. Man lese nur, was unter „Hofnachrichten“ gemeldet wird: „Mrs. Jones, die sehr wohl aussah, ging gestern zweimal bei den hinteren Läden spazieren.“ „Mr. Foshlins spazierte am Mittwoch eine Stunde auf dem Promenadendeck und besuchte nachher den Maschinenraum und das Steuer. Er schien mit letzterem sehr zufrieden.“ Weiter wird eine Chronik der Fahrt des Schiffes längs der norwegischen Küste, am Nordap vorbei nach Spitzbergen gegeben. Als der „Ophir“ Hammerfest verließ, fuhr er an dem „Vogelfelsen“ vorbei, wo „beim Abfeuern von Sechspfündern Tausende von Vögeln den Himmel mit Punkten bedeckten“. Der Reporter des Blattes hat sie sogar zu zählen versucht, leider war seine Arbeit durch den Nebel erschwert, und so zählte er nur 4 628 041 Vögel, die gleich nach dem Abfeuern der Kanone des „Ophir“, vom Vogelfelsen aufzogen.“ Natürlich giebt das Blatt auch die neuesten „alarmierenden Vorberichte über das Wetter“, im Zeitalter Marconis und der drahtlosen Telegraphie bietet dies ja nicht die geringsten Schwierigkeiten mehr. Ein Preis für das passendste Damenkostüm, das an Bord eines Schiffes in den arktischen Regionen getragen werden kann, wurde der Frau von N. zuerkannt, die „in Seehundsmütze, Ottern-Handschuhen, Viebertragen, Jabelbooa, lappländischen Schuhen und mit einer Flasche Brantwein erschien.“ Mit Nr. 4 aber stellte „Weekly Mail“ sein Erscheinen ein, sehr zum Leidwesen der Insassen des „Ophir“. —

g. Vergrabenes Gold in Indien. Von dem Golde, das man seit der Entdeckung Amerikas in der Alten und Neuen Welt zu Tage gefördert, ist während der vier Jahrhunderte ein beträchtlicher Teil nach Indien geflossen und dort in eigenartiger Weise festgelegt worden. Es ist dort nämlich wieder unter die Oberfläche der Erde zurückgekehrt und ist in seinen jetzigen Verstecken schwieriger zu finden als an seinem ursprünglichen Fundort. In dem Zeitraum von 1887—1898 ist, wie dem „Temps“ geschrieben wird, für 3164 Millionen Mark mehr Gold eingeführt als ausgeführt worden, und den größten Teil dieses Schatzes hat der Boden Indiens absorbiert. Wenn man bedenkt, daß dieses System schon seit einem Jahrtausend besteht, so kann man sich eine Vorstellung von den ungeheuren

Schätzen machen, die im Boden Indiens vergraben liegen. Alles dieses Gold bleibt ungenutzt liegen und ist daher so gut wie verloren. An unzähligen Orten in Verstecken verborgen kommt es nie wieder zum Vorschein. Diese merkwürdige Sitte ist nur aus der Geschichte des Landes zu verstehen. In den Zeiten vor der Eroberung durch die Engländer war das Land in seiner ganzen Ausdehnung den maufhörlichen Plünderungen von Räuberstämmen preisgegeben. Um nun ihre Habe vor den Plünderern zu sichern, verbargen die Eingeborenen ohne Ausnahme ihr Geld und ihre Schätze im Erdboden oder an anderen versteckten Orten. Diese durch die Länge der Übung eingewurzelte Gewohnheit hat sich bei ihnen so gut vererbt, daß sie noch heute thun, was ihre Vorfahren gethan haben, obwohl der äußere Grund längst in Fortfall gekommen ist. Dazu kommt, daß sich bei den Eingeborenen ein nicht zu befriedigender Geiz entwickelt hat, der auch den Aemtern oft nicht weniger peinlich als seine Armut. In diesem Lande hat ein jeder einen sicheren Ort, einen tiefen Versteck; auch der Aemter verwahrt seinen winzigen Schatz, an dem er niemals rührt, den er ständig zu vergrößern bedacht ist, dem zu Liebe er Hunger und Not erträgt. Und ebenso vergraben die Reichen wie ihre Vorfahren ihre Schätze unter den Wölbungen ihrer festen Schlösser und verbergen sie in ihren Citadellen, wo sie sich von Generation zu Generation, von Jahrhundert zu Jahrhundert vermehren. Es fiel vor einiger Zeit sehr auf, daß der Maharajah von Sindh mit so außerordentlicher Hartnäckigkeit von den Engländern die Wiederherstellung der Festung Gwalior forderte, daß es Verdacht erregen konnte, zumal dieser Ort durchaus nicht zu den heiligen Orten in Indien gehörte, wie es deren in Indien viele giebt. Durch seine hartnäckigen Witten und Intriguen setzte er wirklich seinen Willen durch, die Festung Gwalior wurde ihm zurückgegeben. Ganz kürzlich ist nun der geheime Grund seiner Anstrengungen offenbar geworden: in der Citadelle Gwalior lag eine Summe von 1200 Millionen Mark in geprägtem Golde verborgen; das Gold war mit solcher Sorgfalt in dem Felsen eingeschlossen, auf dem die Citadelle erbaut war, der Eingang zu der unterirdischen Kammer mit so vollendeter Kunst vermauert, daß ein nicht Eingeweihter unmöglich den Schatz hätte finden können. Man schätzt, daß allein in der Präsidentschaft Bombah die Eingeborenen nicht weniger als 240 Millionen Mark in Goldstücken verborgen halten, und sogar die Priester in den Tempeln sind von derselben Leidenschaft befeelt; auch in und unter den Tempeln finden sich solche geheime Verstecke, in denen Goldschätze aufgehäuft werden. —

Litterarisches.

— Das mundsprachliche Wörterbuch des schwäbischen Dialekts, zu dem die vorbereitenden Arbeiten und Sammlungen seit langen Jahren eifrig betrieben werden, sieht jetzt, wie man der „Voss. Ztg.“ aus Stuttgart schreibt, seinem Abschluß und seiner Veröffentlichung entgegen, nachdem der württembergische Landtag einen von dem mit der Herausgabe des Werkes betrauten Professor Dr. Fischer-Tübingen erbetenen alljährlichen Kostenbeitrag einstimmig bewilligt hat. Ebenso geht das Wörterbuch der elsässischen Mundarten seiner Vollendung entgegen. Hier sind die Straßburger Germanisten Professor Dr. Martin und Dr. Biehnardt die Herausgeber. Nachdem August Stöber, der noch unter der französischen Herrschaft Oberbibliothekar in Mülhausen war und 1874 Konservator des zumeist auf seine Bemühungen hin begründeten historischen Museums für das Elsaß wurde, die grundlegenden Arbeiten für das Wörterbuch des elsässischen Dialekts geschaffen, wurden die Arbeiten besonders im germanistischen Seminar der Universität Straßburg eifrig fortgesetzt und das Ergebnis dieser Bemühungen ist eine Sammlung von mehr als 125 000 Felteln, auf denen handschriftlich elsässische Worte, Redensarten, Sprichworte, eigene Wortbildungen usw. verzeichnet sind, mit genauen Nachweisen der Quellen, aus denen sie stammen, der Verbindungen, in denen sie gebraucht werden, der Orte oder Bezirke, in denen sie — wenn es sich nicht um allgemein gebräuchliche Worte handelt — zumeist im Schwange sind, sowie ähnlicher oder gleichwertiger Ausdrücke in verwandten Dialekten. So wird das Nislenwert in gleicher Weise zum Quellentext für die vergleichende Sprachforschung und für die Volkskunde im Elsaß. Die Veröffentlichung dieses Werkes, von dem ein Teil bereits erschienen ist, erfolgt ebenfalls mit staatlicher Beihilfe. —

Kulturgegeschichtliches.

— Der „Königshering“. Als um 1555 die ersten Heringe nach Emden kamen, kostete die Last 125 Arendgulden, im Herbst 72 Aittergulden. Es gingen damals 19 sogenannte Buisen auf den Heringsfang aus und zwar fischten dieselben bei Norwegen und an den dänischen Küsten. Dann kamen die mageren Jahre; die Heringszüge blieben aus. Die Chronik berichtet hierüber, daß man im Jahre 1587 in jenen Gewässern einen ungewöhnlich großen Hering gefangen hatte, an dessen Bauche sich besondere Zeichen fanden, worin man eine Art Hieroglyphenschrift entdecken wollte. Der Volksglaube deutete die Sache dahin, daß der absonderlich große Hering ein Königshering gewesen sei; und weil man nun die Heringe ihres Königs, ihres Führers beraubt habe, so hätten sie den Weg nicht wieder zurückfinden können. Der Probst Coler zu Berlin behauptete sogar, daß der Untergang der Welt bevorstehe, weil die armen Heringe ihren König verloren hätten. Alle diese verschiedenen Deutungen brachten indessen den Hering nicht wieder zurück. Die Holländer und Emden wandten sich deshalb nach der

schottischen Küste, wo der Fang gleich so reichlich ausfiel, daß unter andern eine einzige Waise während einer Fischezeit drei volle Ladungen, je zu 70 Last, nach Hause brachte. —

Archäologisches.

en. Großartige Bewässerungsbauten sind kürzlich im Staate Neu-Mexiko aufgedeckt worden und zwar unter besonders merkwürdigen Verhältnissen. Die gesamten Bauten waren nämlich von Lavaschichten überdeckt, die also später hinübergefloßen sein müssen. Das Ganze erwies sich als ein sehr umfangreiches System von Bewässerungsanlagen und künstlichen Wasserbetten, die von den alten Bewohnern des Landes angelegt sein mußten. Unter der Lava, die dort Hunderte von Quadratmeilen bedeckt, stieß man auf Reste von cementierten Gräben und Reservoirs, die in Betracht der weit zurückliegenden Zeit der Entstehung als wahre Wunder alter Ingenieurkunst zu betrachten sind. Die Gräben wunden sich am Fuße der Bergketten hin und her, indem sie der vielfachen Verschlingung der Canons so folgten, daß sie die Bergwasser aufnahmen, ehe sie in dem losem Sande des Thales aufgefogen werden können. In geeigneten Stellen wurde das Wasser in großen Bassins aufgespeichert und in cementierten Gräben über den lockeren Boden hinweg nach den Plätzen geführt, wo es gebraucht wurde. Abgründe wurden durch Viaducte überbrückt und zum Auffangen des Schlamms waren besondere Vorkehrungen getroffen. —

Aus dem Gebiete der Chemie.

t. Künstlicher Kautschuk. Der Kautschuk oder, wie der Engländer sagt, der „Indiarubber“, hat in der heutigen Technik und Industrie eine so wachsende Verbreitung und so vielfache Anwendung gefunden, daß seine Gewinnung zu einem höchst einträglichen Geschäft geworden ist. Es war infolgedessen nicht zu verwundern, daß im Laufe der Jahre verschiedene Ersatzstoffe für Kautschuk ausgedacht wurden, darunter der sogenannte Maistkautschuk, der schon seit mehr als einem Jahre das Interesse der Technik in Anspruch nimmt. Das eigentliche Ziel aber muß für den Chemiker die Herstellung von künstlichem Kautschuk sein, und es scheint, als ob man davon nicht mehr weit entfernt ist. Die chemische Zusammensetzung des Stoffes, der aus einer Verbindung von Kohlenstoff und Wasserstoff besteht, ist bekannt, aber nicht bekannt ist dasjenige, was der Chemiker unter der „Molekular-constitution“ versteht. So viel ist sicher, daß der Kautschuk durch Hitze, wenn er in verschlossenen Gefäßen destilliert wird, sich in einfache Kohlenwasserstoff-Verbindungen zerlegt, unter denen das Jopren am bekanntesten ist. Dieser Stoff wurde später auch im Terpentin als eine sehr flüchtige, schon bei 38 Grad kochende Substanz gefunden. Das Jopren scheint nun die Möglichkeit einer künstlichen Kautschukherzeugung zu geben, wie Dr. Tilden in einem Bulletin der königlichen Gärten von Kew bei London ausführt. Wenn nämlich das Jopren in Verbindung mit einer starken Säure, z. B. mit Salzsäure gebracht wird, so verwandelt es sich zu einem Teile in einen zähen elastischen Körper, der sich bei genauer Prüfung als echter Kautschuk erwiesen hat. Aber auch bei längerem Stehen bildet sich ohne jedes Zutun in der vorher farblosen Flüssigkeit ein dicker Syrup, in dem mehrere große Stücke eines festen Körpers von gelblicher Farbe herumschwimmen. Auch dieser letztere hat sich als wirklicher Kautschuk herausgestellt. Die Tragweite der Entdeckung wird nur dadurch vorläufig beeinträchtigt, daß sich der Umwandlungs-Vorgang zu langsam abspielt und bisher noch mit keinem Mittel hat beschleunigt werden können. —

Technisches.

— Steinpapier. Wie durch die Einführung des Aluminiums in die lithographische Technik derselben neue Vorteile gebracht wurden, so wird auch wahrscheinlich das neuerdings in den Handel gelangte Steinpapier von großer Bedeutung für die moderne Lithographie sein. Bei dem Steinpapier handelt es sich, wie der „Techn. Rundschau“ berichtet wird, um ein Präparat, das einerseits, und zwar in der Unterlage, aus veritabilem Papier, andererseits aus einer auf dieses aufgelegten Schicht besteht, deren Zusammensetzung dem Erfinder durch Patent geschützt ist. In erster Linie dient das Steinpapier als Umdruckfläche für alle lithographischen Manieren, und zwar in der Weise, daß von einem auf Steinpapier gemachten Umdruck eine große Anzahl von Umdrucken erhalten werden kann, ohne Beschränkung der Zeit. Man macht beispielsweise von einer Gravur oder einer beliebigen Steinzeichnung einen Umdruck auf Steinpapier, schleift dann den Stein für einen anderen Gebrauch ab, bewahrt aber den Umdruck auf. Nach Monaten kommt der Druckauftrag wieder, und nun behandelt man den Umdruck auf dem Steinpapier, wie wenn man einen Umdruck vom Stein machen wollte. So wie zum Umdruck, ist auch das Steinpapier für alle Arten von lithographischen Zeichnungen zu verwenden. Da dasselbe nicht nur glatt, sondern auch gelbnet und gerastert erhältlich ist, so können alle Zeichnungstechniken ausgeführt werden. Die Anbringung einer Pause oder Skizze erfolgt genau so wie beim Stein, auch die fertige Zeichnung auf dem Steinpapier wird, mit Ausnahme des Regens, genau so behandelt, als wenn sie auf dem Stein gemacht worden wäre. Bei dem darauffolgenden Umdruck bleibt die Originalzeichnung vollkommen intakt erhalten, dabei kann man eine beliebige Zahl von

Original-Umdrucken in stets gleichbleibender Schärfe erhalten. Für Farbandruck kann man statt auf Stein die Abklatsche auf Steinpapier machen, dieselben in der anzuwendenden Technik auszeichnen und hierauf auf Stein umdrucken. In der Hof- und Staatsdruckerei in Wien wurden unter Leitung des Regierungsrats Friß eingehende Proben mit dem neuen Steinpapier gemacht, die bei allen üblichen und angewendeten graphischen Techniken durchweg gute Resultate ergaben. Auch die bei einzelnen Verfahren (Chromotypie etc.) zur Verwendung gelangten Chemikalien konnten der Schicht nichts anhaben; das Steinpapier bedeutet also einen entschiedenen Fortschritt auf dem Gebiete der lithographischen Technik. Nicht unerwähnt sei noch, daß sich vom Steinpapier direkt, ohne erst auf Stein oder Platte umzudrucken, eine beschränkte Anzahl von Abdrücken herstellen läßt. Die Vorteile, welche die Anwendung des Steinpapiers bietet, lassen sich deshalb in der Hauptsache dahin zusammenfassen: Erhaltung des Originals, welches bei der jetzigen Methode nach dem ersten Umdruck verloren war, die Benützung des Originals zu einer großen Anzahl von Umdrucken in einem sehr langen Zeitraum und infolgedessen eine große Ersparnis an dem immer teurer werdenden Steinmaterial. —

Humoristisches.

— Probat. Aus dem offenen Fenster einer im ersten Stock gelegenen Wohnung ertönen plötzlich die Melodien eines Waldhorns. Da das Instrument gut gespielt wird, haben sich bald viele Leute angeammelt, und es entsteht eine bedenkliche Verkehrsstörung. Ein Wachmann fordert den Hausbesorger auf, den Spieler zur Einstellung der Musik zu bewegen.

„Das werden wir gleich haben!“ sagt dieser, nimmt den Teller und geht in die Menge — einjammeln.

Und das half. —

— Hoffnung. Richter: „Weshalb haben Sie im Arrest so furchterlich geraut?“

Seppel: „Wir hab'n gehofft, daß s' uns dann vielleicht hinauswerfen!“ —

— Bedingt. Tourist (begeistert): „Ja, auf den Bergen wohnt die Freiheit!“

Führer: „Wann s' net verheirat' san!“ —

(„Wegg. Hum. Bl.“)

Notizen.

— Die Wiener Operettengesellschaft, die in der ersten Hälfte des Septembers im Theater des Westens gastieren sollte, wird, wie das „N. L.“ mitteilt, nicht hierherkommen. Direktor Heinrich wird nur mit seiner Sommeroper bis zum 10. September spielen und Direktor Gosbauer die Winteroper am 15. September mit „Hermann und Dorothea“, Musik von Uhlig, legt nach Goethes Epos von Müller-Mastadt, als nachträgliche Goethefeier eröffnen. „Die Walpurgisnacht“ von Mendelssohn soll als Einleitung der Feier gespielt werden. —

— Die großen Philharmonischen Konzerte unter Nikischs Leitung sollen an den Montagen: 9. Oktober, 23. Oktober, 13. November, 27. November, 11. Dezember 1899 und 8. Januar, 29. Januar, 12. Februar, 26. Februar und 12. März 1900 stattfinden. Das Orchester besteht an diesen Abenden aus 90 Musikern und wird in einzelnen Fällen noch verstärkt. —

— In Chicago wollen die Deutschen eine Goethe-Statue in Lincoln-Park errichten. Die auf 22000 Dollar veranschlagten Kosten sind zum großen Teil bereits zusammengebracht. —

— Wien wird in nächster Zeit eine ständige Musikkapelle von 150 Mitgliedern erhalten. Direktor dieser Stadtkapelle wird voraussichtlich Paul Westrozzzi, bisher Kapellmeister am Stadt-Theater. —

— Im hygienischen Institut der Universität Berlin haben Dr. Hornmann und Dr. Morgenroth interessante bakteriologische Versuche mit Fischen angestellt. Sie fütterten eine Anzahl Goldfische mit tuberkelbazillenhaltiger Nahrung. Hierdurch konnte bei den Fischen keine der tuberkulose ähnliche Erkrankung hervorgerufen werden. —

t. Eine großartige Vogelammlung hat aus dem Besitze von Dresser das Museum in Manchester erworben. Die Sammlung enthält etwa 10000 Vogelbälge und ist besonders reich an Exemplaren aus den nördlichen Zonen. —

— Ueber die Erträge amerikanischer Rüche hat G. M. Gowell umfangreiche Versuche angestellt. Die „Deutsche Landw. Wochenchrift“ berichtet danach, daß die amerikanischen Farmer Milch und Butter durchaus nicht viel billiger produzieren, als die deutschen Landwirte. Bei den Versuchen war der geringste Jahresertrag an Milch 2034 Kilogramm, der größte 3473 Kilogramm. Der höchste Fettgehalt betrug 6,3 Proz., der niedrigste 3,1 Proz. Die Produktionskosten von 1 Kilogramm Butter schwankten zwischen 1,21 und 1,94 M. —

— In Buenos Aires sind auf der elektrischen Straßenbahn besondere Fleischwagen eingeführt, die in der Zeit von 2—9 Uhr morgens verkehren und die geschlachteten Tiere aus dem Schlachthause den einzelnen Fleischern zuführen. —